

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werththätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungskarte Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlank.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgegeben werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Die preussische Besetzung Sachsens im Jahre 1866.

Ein zeitgemäßes Gedenkblatt.

II*

Leipzig, 22. März.

Herrn von Wurmb's Wille geschah, die Dresdener Schanzen sollten gebaut werden. Mit Mühe setzte es die Landeskommission durch, daß die Anlage von sächsischen Arbeitern unter Leitung sächsischer Ingenieure ausgeführt werden sollte. Der Minister von Friesen übernahm es, die Eisenbahnschienen, Palissaden und 6000 Schanzarbeiter zu beschaffen. In und um Dresden gab es damals, infolge des Krieges, sehr viele beschäftigungslose Arbeiter, besonders zahlreiche Bergleute. Trotz öffentlicher Aufforderung, die gute Löhne verhielt, meldeten sich nur wenige. Auch ein Aufruf an die arbeitslosen Grubenleute im Blauenfelden Grunde hatte keinen Erfolg. In der Arbeiterschaft war nämlich das Gerücht — wir wollen nicht untersuchen, durch wen — verbreitet, daß zur Vermehrung des preussischen Heeres die waffenfähigen Mannschaften Sachsens zwangsweise ausgehoben werden sollten. So hielt man den Schanzbau nur für einen Vorwand, um sich leichter der Arbeiter bemächtigen zu können.

Endlich gelang es Friesen, die Bergleute des Freiburger Bergwerksbezirkes, wo Arbeitsmangel war, für den Schanzbau anzuwerben. Sie wollten unter Führung eines sächsischen Ingenieurs in der Frühe nach Dresden fahren. Die preussischen Gouverneure wurden davon verständigt, und der eine, Generalleutnant v. Mühlbe, hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine Abtheilung Ulanen unter einem Lieutenant nach Freiberg zu schicken, „um den Ingenieur zu unterstützen“. Munter galoppierten die Lanzenreiter durch die Stadt, besetzten alle Eingänge, vor allem die zum Marktplatz führenden Straßen und den Markt, der zum Sammelpunkt der Schanzarbeiter bestimmt worden war.

Als die Bergleute die schwarzweißen Lanzenwimpel sahen, hielten sie sich für hintergangen und blieben zu Hause; die anderen lehrten scharenweise in die Nachbarörter zurück, als sie die Thore von Ulanen besetzt sahen.

Da Herr von Wurmb, der preussische Zivilkommissar, schon am 25. Juni erklärt hatte, er werde, wenn keine sächsischen Arbeiter zu haben wären, sich Arbeiter aus Berlin kommen lassen, beabsichtigte Friesen sich nach Zwickau zu

wenden, wo gleichfalls viele Kohlenbergleute feierten. Er wollte an den Kreisdirector Uhde nach Zwickau telegraphieren, Herr von Wurmb hatte das Telegramm auch signiert, es konnte aber nicht abgehen, weil der preussische Telegraphist die Signatur des Zivilkommissars nicht für genügend erklärte und die des Generals von Mühlbe verlangte. Der General aber verweigerte die Unterschrift und holte sich 2000 Arbeiter aus Berlin, die aber zum großen Teil unbrauchbar waren und nach und nach zurückgeschickt werden mußten. Endlich gelang es den sächsischen Behörden, „die nötige Zahl von Arbeitern in Dresden zu beschaffen“, und mit leisem Schmunzeln fügt der helle Sachse Friesen hinzu: „Bei dem Baue der Schanzen selbst gelang es übrigens auch, eine jede Zerstörung des Großen Gartens gänzlich zu vermeiden.“

Das Verhältnis zwischen den preussischen Besetzungstruppen und der Dresdener Bevölkerung verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Die Preußen erwarteten, beeinflusst durch die Biedermann-Presse in Leipzig wie in Dresden (Siegel in der konstitutionellen Zeitung), man werde ihnen mit offenen Armen entgegenkommen, das Publikum aber hielt sich zurück. Böses Blut erregte auch die Verwüstung der Laubgaster Villa des Ministers von Beust; preussische Einquartierung erbrach die Keller, sprengte die Schränke, zerstückte Spiegel und Weinflaschen. In Berlin war man über die einer Anneignungspolitik ungünstige Haltung der Dresdener sehr unzufrieden, man tadelte von Wurmb und Mühlbe, daß sie zu milde seien. „Es konnte“, sagt Friesen, „keinem Zweifel unterliegen, daß seit der Ankunft des Generalleutenants von Mühlbe, wenigstens von seiten des Militärgouvernements, dringend gewünscht wurde, daß einige Excesse oder Widersehligkeiten der Bevölkerung Anlaß geben möchten, um zu einer veränderten strengeren Haltung übergehen zu können. Die Verkündigung des Kriegszustandes und eines standrechtlichen Verfahrens zu einer Zeit, wo von außen auch nicht die geringste Gefahr drohte und im Lande selbst alles vollständig ruhig war, sollte offenbar weiteres vorbereiten.“

Der Verkehr in der Stadt und ihrer Umgebung wurde aufs kleinlichste erschwert, in die beiden Elbbrücken wurden Minen gegraben. Am 26. Juni, acht Tage nach dem Einmarsch der Preußen, hinderten sie jeden Verkehr mit den Nachbarbezirken, ließen auf das Band zu Kranken gerufene Ärzte nicht wieder in die Stadt hinein und wollten nicht einmal die auf den Wochenmarkt ziehenden Landleute passieren lassen, obwohl Lebensmittelmangel drohte.

Am 27. Juni erschien Herr von Wurmb wieder in der Landeskommission, um ihr zu sagen, daß sie betrogen werde. Es bestעה, wie er „bestimmt wisse“, ohne ihr Wissen eine „geheime Nebenregierung in Sachsen“. Beweis: 1. Bei einer Besprechung mit dem Oberbürgermeister Potenhauer habe er „allerdings nur aus der Ferne“ eine Schrift „mit der Unterschrift des Königs Johann“ gesehen. 2. Der Polizeidirektor Schwaub suche durch Gendarmen in Civil das Volk zu Excessen gegen die Preußen zu reizen.

In der That waren Lockspiegel thätig, nur waren es preussische. Friesen erzählt: „Die Berliner Polizei — der bekannte Herr Stieber war damals mehrmals ganz in der Stille in Dresden gewesen — schickte ihre Emisjäre in die öffentlichen, von den untersten Volksklassen besuchten Schänken, wo sie gegen den König von Sachsen und die Regierung die heftigsten Schmähungen ausstießen, und wenn sie dann von den empörten Anwesenden zur Thür hinausgeworfen wurden, bald spurlos verschwanden.“

Am folgenden Tage, dem 28. Juni, wies der preussische Militärgouverneur den Geheimen Regierungsrat Häpe vom Ministerium des Innern, den Polizeidirektor Schwaub und den Polizeidirektor Schwaub, der nach Wurmb in Berlin „persona ingratisima“, d. h. durchaus unbeliebt sei, binnen 24 Stunden aus Sachsen aus, widrigenfalls sie als Spione behandelt, d. h. standrechtlich erschossen werden sollten. Damals erfuhr also die sächsischen Polizeigewaltigen am eigenen Leibe, was es mit der zweischneidigen Ausweisungsbefugnis auf sich hat.

Herr von Wurmb berührte sich Friesen gegenüber, er habe im eigenen Interesse der Ausgewiesenen gehandelt; sonst sei es ihnen noch übler ergangen. „Ich glaube auch“, sagt Friesen, „daß Herr von Wurmb hierin recht hatte; denn ich weiß, daß ein oder zwei Tage vor der Ausweisung Herr Stieber aus Berlin in das Dresdener Polizeihaus gekommen war und dort den Hausmann, ohne zu wissen, daß dieser ihn persönlich kannte, gefragt hatte, ob denn der Polizeidirektor Schwaub noch immer nicht abgesetzt und verhaftet sei?“ Einige Jahre später wurde Schwaub, „als man ihn und seine Geschäftsführung besser hatte kennen lernen“, mit dem preussischen Kronenorden zweiter Klasse dekoriert, was den braven Polizeimann mit den Unbilden von 1866 wohl ausgeglichen haben wird.

Doch die preussische Schneid beehrte nach neuen „Vorbereiten“, will sagen nach klingender Münze. Am 1. Juli wurden die staatlichen Freiburger Silberhütten von preussischen Truppen besetzt und die bedeutenden Vorräte

Seuiletton.

John Riew.

Novelle von Theodor Storm.

Zum Glück klingelte jetzt die Hausthür, ihre Mutter mit einem Korb voll Brot und Kohl und Rüben trat herein; und so ließ ich die beiden und ging nach dem Römischen Kaiserhof und dort unten in das Gastzimmer.

Aber mein Glas schmeckte mir nicht, denn immer sah ich das arme Kindergeßicht in seiner Angst und Noth.

— Sie hatte sich denn endlich doch der Mutter kund gethan, aber, Herr Nachbar, helfen konnten wir nicht; nur, wir wußten es denn nun — ein vaterlos Kind sollte geboren werden, von ihr, die ja fast selber noch ein Kind war.

Herr, du meines Lebens! Wie hat sie geschrien! Den Mund hab' ich ihr verhalten müssen, daß nur die ganze Gasse nicht zusammenlief; sie wollte den Baron verklagen, von seinem Gelde wollte sie nichts; aber heiraten sollte er ihre Tochter; auch Frau Baronin sollte sie werden! Ja, das sollte sie!

„Ja“, sagte ich, „Baronin! Aber wenn's nun ein Posamentiergeselle oder ein Balbierer gewesen ist!“

Da schrieb sie noch schlimmer. Und freilich, später erfuhren wir wohl, es war richtig so ein feiner Maat, ein Wasserhähling aus großer Familie gewesen, von denen, die von Schulden leben und deren Geschäft ist, anderer Leute Kinder zu verderben.

Der Herrgott weiß, wo er geblieben ist, von seinen Vätern ist er nicht zurückgekommen.

Die Anna aber wurde immer stiller. Wenn die Mutter da war, besorgte diese den Laden, und sie saß im Hinterstübchen und nähte sich die Augen rot; war die Mutter aus dem Hause, so bediente das arme Kind die Käufer demüthig und wie eine Sünderin, sprach nur, was nötig war, und ihre jungen Augen, die sonst so lustig in die Welt sahen, waren fast allezeit zu Boden geschlagen.

Nur, wenn jezuweilen abends die Mutter auswärts war, kam sie die Treppe zu mir heraufgeschlichen.

Dann pochte sie leise an die Thür: „Darf ich ein wenig bei Dir sitzen, Dhm? Es ist so einsam unten.“

Und ich rückte ihr einen Stuhl zum Tisch; ich selber las die Zeitung oder schrieb, wenn so was vorlag. Gesprochen wurde nicht viel; von dem, der ihre Jugend gebrochen hatte, hat sie nie ein Wort geredet; dagegen waren ihre Gedanken oft bei einem Toten.

So sagte sie einmal und hielt ihre Nadel mäßig in der Hand: „Dhm, ich war doch schon sechs Jahre, als mein Vater starb; aber wenn ich an ihn denken will, ich kann mir sein Geßicht nicht mehr vorstellen — das ist doch wohl keine Sünde.“

„Nein, Kind“, erwiderte ich, „warum sollte das eine Sünde sein?“

„Ja“, er hat mich doch so lieb gehabt; das fühle ich wohl noch immer; aber sein Geßicht, das kann ich nicht mehr sehen!“

Es that mir weh, Nachbar, als das arme Kind so sprach, ich weiß nicht mehr weshalb; ihr Vater konnte auch sein schmuckes Geßicht nicht mehr gehabt haben, als er verunglückte.

Da fiel mir ein, ich bewahrte ja noch ein paar Briefschaften von ihm aus seiner besten Zeit, aus Rio einen, den anderen aus Hongkong, die waren so hell und jung

geschrieben, als stünde er im Maiensonnenschein am Steuerbord und der Südwind wehte durch seine dunklen Locken. Die holte ich aus meiner Schatulle und legte sie vor ihr hin: „Da, Anna, hast Du Deinen Vater; es war by Jove, derzeit ein herrlicher Junge!“

Ein heißes Rot flog über das blasser Gesicht, und ihre Augen strahlten für einen Augenblick.

„Darf ich sie lesen?“ rief sie, und da ich nickte: „darf ich sie auch mit mir nach unten nehmen?“

„Gern“, sagte ich, „wenn Du sie hier nicht gleich lesen willst.“

Sie schüttelte den Kopf und sah mich mit ihren düsternen Augen bittend an; das hätte einen Stein erbarmen können.

„So geh!“ sagte ich.

Da nahm sie die Briefe, raffte ihr Nähzeug zusammen, und ich hörte, wie sie draußen die Treppe hinabflog. Ich hörte die Stubenthür im Unterhause öffnen und schließen; sie war wohl dort nicht mehr allein nun; denn die Toten — wer kann's wissen, wenn eine Kinderstimme so ins Grab hinunterstiegt!

Es gingen wohl acht Tage hin, daß sie nicht zu mir kam; dann pochte eines Abends wieder ihre kleine Hand an meine Stubenthür:

„Darf ich hineinkommen, Dhm?“

„Gewiß, mein Kind.“

Dann schritt sie leise herein.

„Da sind die Briefe wieder“, sagte sie bekommen, „ich danke Dir tausendmal.“

„Willst Du sie nicht behalten?“ frug ich.

„Darf ich?“ rief sie und bückte sich über mich und küßte mich und drückte krampfhaft meine Hände.